



Begegnung mit einem **Holocaust-Opfer** und der "Banalität des Bösen"

DAS LETZTE TRAM IN DIE FREIHEIT

von **Rolf Amgarten**

Sie ist 19 Jahre alt und kommt in die Schweiz. "Nach der Matura." Ein Jahr lang hat sie jeden Werktag vor dem heimatlichen Passbüro gestanden und gehofft, dass endlich ihr Pass kommt. "Nachdem ich den Pass erhalten hatte, war das Visum abgelaufen. Ich musste es verlängern, das war ziemlich mühsam", erklärt die Frau. Sie ist auch in die Schweiz gekommen, weil man daheim in Ungarn nichts mehr hatte. Hingegen hatte ihr Vater in der Schweiz etwas Geld deponiert. Sie hätte gerne an der Genfer Universität Chemie studiert, aber sie verstand nur wenig Französisch.

Schliesslich wechselt sie an die Dolmetscherschule und schliesst mit dem Englisch-Zertifikat ab. Während der Ausbildung geht das Geld von ihrem Vater zur Neige. Caritas hilft, über Abendkurse kann sie Stenografie und Maschinenschreiben erlernen, tagsüber schnürt sie Pakete für noch Ärmere, arbeitet in der Berghilfe und der Wallfahrtsabteilung. Schliesslich findet sie eine Stelle in einer Import-Exportfirma in Luzern.

Nein, dies ist nicht die Geschichte einer Flüchtlingsfrau aus Syrien, Irak, Libyen, Äthiopien, Somalia, Afghanistan oder Yemen. Diese Geschichte geschah vor rund 68 Jahren. Sie beginnt im Budapest der Pfeilkreuzler (ungarische Nazis) mit Stationen in Genf, Luzern, Zürich, Basel und dem Tessin. Nach 12 Jahren und mithilfe eines Darlehens bildet sich die Migrantin zur Mittelschullehrerin aus. Einige Jahre vergehen mit Aushilfsstellen, eine erste Feststelle folgt und letztlich die Anstellung in Bellinzona am Gymnasium.

Haus und Hunde

Sie ist viel unterwegs, auch als Mieterin, bis sie endlich ein kleines Haus im Bellinzonese erwerben kann. Denn sie liebt Hunde und es scheint so, als würden sie ihr zulaufen. Und weil Vermieter diese Liebe nicht unbedingt teilen, zieht sie immer wieder um. Später arbeitet sie im Mendrisiotto. Das sei beschwerlich gewesen, erzählt sie während der abenteuerlichen Autofahrt zu ihr nachhause, wo die Hunde bereits warten. Bereits als Achtjährige hatte sie einen kleinen Hund, einen Foxterrier. Eines Tages ist er weggelaufen. Immer, wenn so ein Streuner auftaucht, kann sie nicht wegsehen. Sie kuriert, vermittelt und nimmt immer wieder selber die alleingelassenen Vierbeiner auf. Anlässlich eines Ferien- und Sprachaufenthalts in Santander in Spanien begegnet ihr zuerst der eine, dann die andere. Zusammen ist es ein Paar, das bereits den Nachwuchs erwartet. Sie nimmt sie mit in ihre Ferienpension. "Ich war mit dem Auto dort. Ich weiss nicht, wie ich es geschafft habe. Heute würde ich das nicht mehr machen. Ich hatte zwar den Führerschein, aber ich war nicht so gut im Fahren." Bis ins 67. Altersjahr hat sie gearbeitet.

Freundliche Menschen

Da, wo sie heute lebt, seien die Menschen sehr freundlich, sagt sie. "Ich lebe nicht isoliert. Ich habe immer zwei drei Leute, die kommen, jede Woche mindestens. Ich habe noch nie so liebe Leute gefunden, wie hier." Der Besucher erinnert sich an die Ankunft am Bahnhof. Eine ältere Dame steht beim Ausgang. Sie spricht mit einer etwas jüngeren Frau, erklärt ihr wohl, dass sie den Tessiner Zeitungs-Besuch abholt. Sie erkennt die untergeklemmte TZ und grüsst. Die andere Frau verabschiedet sich und mustert den Fremden. Man will wohl wissen, wer sich da für die jüdische Frau mit der leidvollen Vergangenheit interessiert. Sie hatte Glück. Immer wieder traf sie freundliche Menschen.

Dass ihr Vater deportiert wurde, konnte sie zuerst gar nicht mitbekommen. Hingegen bekommt sie die Deutsche Besatzung von Ungarn im Jahre 1944 mit. "Wir mussten im 'Judenhaus' leben, das waren zwei Wohnblöcke, die wurden als Judenhaus bestimmt. Dann kamen andere Familien. In jedem Zimmer war eine Familie. Wir konnten zwar leben, aber wir durften nur zu gewissen Stunden in den Garten hinaus, dort konnten wir miteinander sprechen." So richtig schlimm sei es nach dem Sälazi-Putsch (faschistische Pfeilkreuzler oder Hungari-



Vizekonsul Carl Lutz, Retter vieler jüdischer Menschen (Ausschnitt aus dem Buch "La casa di vetro")

sten übernehmen mit Hilfe der Deutschen im Oktober 1944 die Macht) geworden.

Erinnerungen

"Dann wurde es schlimm. Alle Frauen wurden auf die Strasse gerufen. Alle Frauen. Und so blieben die Kinder und die alten Leute ohne Hilfe. Meine Mutter ging auch. Sie musste auf einen Sportplatz gehen." Dort hätten schon tausende Frauen gewartet. Ihre Mutter sagt der damals 15-Jährigen, dass sie zurückkommen werde, und sie hielt Wort. Geistesgegenwart und freundliche Menschen haben geholfen. "Es war... es war... also ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich war so verlassen." Dort, im Haus, im Nebenzimmer wohnte ein älteres Ehepaar, dass ihr auch nicht helfen konnte. Die sagten kein Wort, die schauten bloss traurig. Und plötzlich steht die Mutter in der Türe. "Auf diesem Sportplatz entstand eine Schlange von Menschen, die zum Arzt wollten. Die Warteschlange nahm aber nicht ab. Es wurde Abend, aber die Warteschlange war immer noch so lang wie vorher. Dann sah meine Mutter eine Ambulanz mit zwei Chauffeuren. Sie ging zu ihnen und offerierte alles Geld, das sie mitgenommen hatte und sagte, 'meine Tochter ist allein und krank'. Ich hatte Grippe. Ob sie sie nicht zurückbringen könnten. Sie haben sie in der Führerkabine versteckt und zurückgebracht. Das steht alles im Buch über Carl Lutz." Ohne dieses Buch hätte sie ihren Retter nie kennen gelernt. (Es ist das auf Englisch und Italienisch erhältliche Buch von Theo Tschuy 'La casa di vetro' aus dem Verlag Rezzonico, der auch die TZ herausgibt, über den Schweizer Vizekonsul in Ungarn, Carl Lutz, der über 60'000 jüdischen Menschen mit seiner unbürokratischen Hilfe das Leben retten konnte.) Nachdem ihre Mutter zurückgekommen war, dauerte es noch gut vier bis fünf Tage, bis das ganze Haus geräumt wurde. "Sie brachten uns in eine Synagoge, in einen Raum, in dem wir die ganze Nacht stehen mussten. Es war kein Platz zum Absitzen und es gab fast keine Luft zum Atmen. Am Morgen wurden wir in Reihen aufgestellt und durch die Stadt

gejagt, in verschiedene Richtungen. Den ganzen Tag, bis wir in eine Kaserne getrieben wurden, wo ein grosser Hof war. Dort wurden wir an die Wand gestellt und es war ein Pfeilkreuzler, ein älterer Mann mit weissen Haaren, der herumging mit einem Stock und auf die Leute einschlug. Als der genug geschlagen hatte, mussten wir weiter und kamen zur Pferderennbahn, wo schon Zehntausende warteten. Also wahrscheinlich viele Menschen."

Das letzte Tram

Es war kalt, es regnete und es gab keine Heizung. November. "Ich war verzweifelt." Und wieder diese Geistesgegenwart und freundliche Menschen. Die Mutter ging auf eine Gruppe Polizisten zu. Es waren keine Pfeilkreuzler. "Wir sind Christen und

meine Tochter geht jeden Sonntag in die Kirche", sagt die Mutter. Was auch stimmte, den der Gang zur Kirche war für die Jugendliche damals die einzige Möglichkeit, mit der Aussenwelt Kontakt aufzunehmen. "Meine Mutter war zwar dagegen, weil es gefährlich war, ohne Stern da herum zu spazieren." Dieser Mann, der Polizeihauptmann Nandor Batizfalvy, habe keinerlei Ausweispapiere verlangt, sondern nur gefragt, in welche Kirche sie gehe. In die der Franziskaner in der Innenstadt, war die Antwort. "Ah, dort habe ich Sie gesehen", meinte der Polizeihauptmann. Eine klare Lüge. Daraufhin sagte er zu den anderen: "Ich kenne sie. Kommen Sie mir nach", und führte sie hinaus, auf einen Platz und ging ohne ein Wort zu sagen zurück. Es war kurz vor der Sperrstunde. "Und dann kam... das Glück hatten wir... dann kam ein Tram. Ein leeres Tram, da war absolut niemand mehr drin. Wir fuhren nur eine Haltestelle weit, weil meiner Mutter in den Sinn kam, dass in der Nähe ein Bekannter wohnte." Dort fanden sie vorerst Unterschlupf. Später wagten sie es nochmals ins Judenhaus zurück, doch dort wurden sie von Pfeilkreuzlern belästigt. Sie flohen für drei Wochen in die Schule. Dort nahmen Waldemar Langlet und seine Frau Nina Langlet sowie das Schwedische Rote Kreuz viele Menschen, viele Kinder unter ihren Schutz. Aber dann kamen die Pfeilkreuzler auch dorthin.

Sie müssen weiter fliehen, können sich falsche Papiere beschaffen. Mit diesen Papieren geraten sie, während sie in einem Keller Schutz suchen, in eine Kontrolle. Erneute Geistesgegenwart rettet sie. Der Pfeilkreuzler, der sie kontrolliert, fragt, wen sie im Ort kennen, auf den der falsche Pass ausgestellt ist. "Dort lag zusammengerollt eine ungarische Fahne. Meine Mutter hatte sie bemerkt und meinte, man kenne den Roten, den Weissen und den Grünen. Er ist dann weitergegangen und hat ein anderes Opfer gefunden, das die Pfeilkreuzler dann in die Donau schmissen."

Noch eine Woche sei vergangen, bis die Russen sie befreit hätten. "Ich war froh. Sie haben bei uns gewohnt und haben uns zu Essen gebracht." Auf die Frage, ob die Russen ihnen das Leben gerettet hätten, meint sie: "Ja, sicher... allen. Sie konnten nicht lange bleiben, sie mussten weiter kämpfen, bis nach Berlin."

Bücher: Theo Tschuy: *La casa di vetro*. Gadi Winter: *Dem Tod entronnen*. Diemuth Königs: *Juden im Fricktal*. Aharon Appelfeld: *Der Mann, der nicht aufhörte zu schlafen*. Etty Hillesum: *Das denkende Herz*. Primo Levi: *Ist das ein Mensch?* Sarah Helm: *Ohne Haar und ohne Namen*. Petra Wild: *Die Krise des Zionismus und die Ein-Staat-Lösung*. Moshe Zuckermann: *Israels Schicksal*.

Gamaraal-Stiftung

Gegen das Verdrängen eines unvergesslichen Leids

Anita Winter, selber Tochter von Holocaustüberlebenden, gründete 2014 die Stiftung Gamaraal. Die Stiftung setzt sich für die Überlebenden des Holocausts ein. Es gibt weltweit heute noch ungefähr 480'000 Menschen, die den Schrecken des Holocausts überlebt haben und davon lebt die Hälfte in Armut. In der Schweiz lässt die Gamaraal-Stiftung 84 Holocaustüberlebenden dreimal jährlich zu den jüdischen Feiertagen finanzielle Zuwendungen zukommen.



"Es ist mir eine Herzensangelegenheit, den betroffenen Menschen zu helfen und beizustehen, damit sie ihren Lebensabend in Würde und Respekt verbringen können. Was so furchtbar ist, kann niemand wiedergutmachen – auch nicht mit Geld. Aber wir können doch ein wenig helfen, wenn wir uns beeilen", so Anita Winter. Langfristig setzt sich die Stiftung zudem für die nachhaltige Förderung von Holocaust-Education und für die Genozidprävention ein. Und sie verschafft für Medien die Kontakte zu Betroffenen, wie in diesem Fall für die Tessiner Zeitung. Die Stiftung wird getragen von Spenden von Privatpersonen, Banken und Stiftungen, aber auch von Holocaustüberlebenden, denen es finanziell gut geht. Es kommt auch vor, dass sich Kinder von Nazis melden und sagen: "Endlich können wir etwas wiedergutmachen". Weitere Informationen zur Arbeit der Stiftung unter www.gamaraal.org. Anita Winter ist akkreditierte Repräsentantin der grössten jüdischen humanitären internationalen NGO beim UNO-Menschenrechtsrat.